

Wenn High Tech auf Kulturerbe trifft

MMZ und Fraunhofer Institut Berlin IPK beginnen spannende Kooperation

Geistes- und Sozialwissenschaften profitieren immer häufiger vom rasanten technischen Fortschritt unserer Tage. Multimedia, digitale Welten und neue Stoffverfahren verändern Forschung, Kommunikation, aber auch die Arbeit am konkreten Objekt. Hier, an der »Schnittstelle« von Geistes-/Sozialwissenschaften und High Tech, beginnt das Moses Mendelssohn Zentrum (MMZ) gerade eine vielversprechende Zusammenarbeit mit dem Fraunhofer-Institut für Produktionsanlagen und Konstruktionstechnik IPK Berlin. Das Institut gehört zur Fraunhofer-Gesellschaft zur Förderung der angewandten Forschung e.V., mit rund 23.000 Mitarbeitern die größte Organisation für angewandte Forschungs- und Entwicklungsdienstleistungen in Europa.

Das in Berlin ansässige und 1976 gegründete Fraunhofer IPK begeistert die Fachwelt seit Jahren u. a. durch den Erfolg des sogenannten »Stasi-Schnipsel-Projektes« – ein Pilotverfahren, bei dem eine Software entwickelt wurde, die beschädigte und zerstörte Unterlagen des ehemaligen Ministeriums für Staatssicherheit der DDR (MfS) digital zusammenpuzzelt und virtuell nahezu perfekt rekonstruiert. Gescannte Papierfetzen werden dabei mithilfe komplexer Algorithmen der Bildverarbeitung und Mustererkennung nach Farbe, Form, Textur und weiteren Merkmalen sortiert und anschließend zusammengesetzt. Die entwickelte Technologie kann natürlich auch ganz anderen Forschungsarbeiten erheblich zu gute kommen, am MMZ beispielsweise der Rekonstruktion und Sicherung von kulturellen und historischen Schätzen.

Dies im Blick, haben MMZ und IPK nun eine internationale interdisziplinäre Projektinitiative zum Erhalt und zur Wiederherstellung von jüdischem Kultur- und Erinnerungserbe gestartet. Außerdem soll die Kooperation bald um die aktuellen Themen der Raubkunstfahndung und der Suche und Erfassung von antisemitischen Symbolen im Internet ergänzt werden. MMZ-Direktor Prof. Julius H. Schoeps schaut voraus: »Für unsere verschiedenen Forschungsfelder wird die Nutzung modernster Technologien, die wir gemeinsam mit den Fraunhofer-Kollegen weiter entwickeln, einen Quantensprung bedeuten. Ich freue mich auf die Zusammenarbeit von Ingenieuren und Geisteswissenschaftlern, die uns neue Horizonte öffnen wird und uns dabei hilft, jüdische Geschichte in einer ganz neuen und größeren Dimension zu erschließen.«

Dr. Bertram Nickolay, der Leiter der Abteilung Sicherheitstechnik am Fraunhofer IPK, sieht das äh-



Ein verwitterter Grabstein auf dem jüdischen Friedhof »Am Roten Strumpf« in Halberstadt

Foto: Dan Bondy

lich: »Unsere Erfolge bei der virtuellen Rekonstruktion der zerrissenen Stasi-Unterlagen bilden den Grundstock für die Projekte, die sich mit zerstörten oder beschädigten Archiven befassen und Dokumente durch Digitalisierung weltweit verfügbar machen. Unsere zahlreichen anderen, meist für industrielle Anwendungen entwickelten Technologien bei der Bewahrung des kulturellen jüdischen Erbes anzuwenden, stellt uns Ingenieure vor ganz besondere, spannende Herausforderungen.«

Insgesamt wurden neun Projektvorhaben zwischen MMZ und IPK vereinbart:

- die Erschließung und Auswertung zerstörter und beschädigter Fragmente der Fundación IWO, Buenos Aires
- die Digitalisierung der Strashun-Bibliothek in Vilnius im Rahmen einer EU-Projektinitiative
- der Aufbau einer Datenbank zur deutsch-jüdischen Geschichte
- die Digitalisierung und Katalogisierung der Bibliothek der deutschsprachigen Prager Literatur
- die Erstellung einer Datenbank mit Suchfunktionen mithilfe spezieller Archivierungstechnologien zu den

in der Nazi-Zeit verbrannten Büchern und verbotenen Autoren (in Anknüpfung an das MMZ-Projekt »Bibliothek der verbrannten Bücher«)

- die Etablierung eines Bildarchivs des deutschen Judentums
- Initiative Raubkunstfahndung: Weiterentwicklung des Fraunhofer Kunstfahndungssystems zur mobilen Provenienzrecherche
- die Nutzung der Mustererkennungstechnologie zur automatisierten Erfassung von antisemitischen Symbolen in digitalen Welten.

Sehr konkret sind bereits die Planungen für die Entwicklung intelligenter, mobiler Werkzeuge zum Wiederlesbar-Machen von unkenntlichen Grabschriften auf jüdischen Friedhöfen. Wie aktuell und gesellschaftsrelevant dieses Forschungsfeld ist, zeigt allein der Umstand, dass um die 70 ehemalige jüdische Friedhöfe im Land Brandenburg einer Sicherung, Wiederherstellung und umfassenden Dokumentation harren.

IPK/MMZ/OG

[Siehe auch Beitrag auf Seite 5]

Kriegsbegeisterung und Ernüchterung

Selbstverständnis und Befindlichkeiten deutscher Juden im Ersten Weltkrieg und danach

Als Wilhelm II. zu Kriegsbeginn am 4. August 1914 in seiner Thronrede im Berliner Schloss erklärte »Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche!«, weckten diese Worte im jüdischen Bevölkerungsteil die Hoffnung, dass tatsächlich eine neue Zeit anbrechen und die letzten Schranken fallen würden. Indem man sich freiwillig zum Kriegsdienst meldete oder auch Kriegsanleihen zeichnete, erhoffte man sich, dass die in der Bevölkerung noch vorhandenen antijüdischen Vorbehalte endgültig verschwinden würden.

So wie das Bildungsbürgertum und die Arbeiterschaft, wurden auch die deutschen Juden geradezu von einer Woge »rauschhaften Gemeinschaftsgefühls und patriotischer Kriegsbegeisterung« (Egmont Zechlin) ergriffen. Gar mancher, der sich damals öffentlich zu Wort meldete, vergaß über Nacht das klassisch-humanistische Bildungsgut, in dem er erzogen worden war, und mutierte zum kompromisslosen deutschen Nationalisten. Die kosmopolitischen Elemente der jüdischen Tradition, denen man sich vielleicht noch vor Kriegsausbruch verpflichtet gefühlt hatte, spielten keine Rolle mehr, zumindest in den Anfängen des Krieges, der von Gefühlen eines nationalen Aufbruchs geprägt war.

Weitgehend vergessen ist, dass im Sommer des Jahres 1914 auch der Berliner Maler Max Liebermann im patriotischen Überschwang die Kaiserdeutschen die Säbel gegen den Feind schwingen sehen wollte. »Jetzt wollen wir sie dreschen!«, lautete seine Parole. Und der viel bewunderte wie gehasste Theaterkritiker und Publizist Alfred Kerr, der später vor den Nationalsozialisten aus Deutschland flüchtete, polemisierte mit Schmähdichten gegen den Feind, in diesem Fall gegen die Russen. »Zarendreck, Barbarendreck«, reimte er, »Peitscht sie weg! Peitscht sie weg!«

Tatsächlich schien es so, als ob sich in den Anfängen des Krieges so etwas wie ein patriotischer Konsens zwischen den deutschen Juden und ihren nichtjüdischen Landsleuten herausbilden würde.

Zu einem der populärsten, aber auch umstrittensten Kriegslieder der Deutschen wurde Ernst Lissauers *Hassgesang gegen England*, den Ludwig Geiger »als poetischen Ausdruck der Entrüstung und Empörung gegen das fluchbeladene Albion« rühmte. In seinem Erinnerungsbuch *Die Welt von Gestern* bemerkte Stefan Zweig, Lissauers *Hassgesang* sei wie eine »Bombe in ein Munitionsdepot« gefallen:

*Dich werden wir hassen mit langem Haß
Wir werden nicht lassen von unserem Haß,
Haß zu Wasser und Haß zu Land,
Haß der Hämmer und Haß der Kronen,
Drosselnder Haß von 70 Millionen,
Sie lieben vereint, sie hassen vereint,
Sie haben alle nur einen Feind: England!*

Das Gedicht, von einzelnen Juden mit Skepsis und Ver-

wunderung aufgenommen, fand große Resonanz und wurde in zahlreichen Zeitungen abgedruckt. Aber damit nicht genug. Die Begeisterung für dieses Gedicht war so groß, dass die Kinder in den Schulen angehalten wurden, es auswendig zu lernen. Angeblich haben Offiziere an der Front sogar ihre Soldaten antreten und sich von ihnen die Strophen rezitieren lassen.

Es ist viel darüber gerätselt worden, wie es dazu kam, dass es gerade ein Jude war, der das »Evangelium eines übersteigerten Nationalismus« (Egmont Zechlin) dichterisch verkünden musste. Ernst Lissauer, den Wilhelm II. mit dem Roten Adlerorden 2. Klasse ehrte, war »gläubiger an Deutschland als der gläubigste Deutsche« (Stefan Zweig). Gleichzeitig war er stolz auf sein Judentum und darauf, dass er nicht die Taufe angenommen hatte.

Ernst Lissauers Bekenntnis zu Deutschland und sein überbordender Patriotismus bildeten unter den deutschen Juden keine Ausnahme. Die Begeisterung für diesen Krieg verband sich zumindest in den Anfängen mit großen Hoffnungen. Vielfach glaubte man, der Krieg sei geradezu ein Geschenk des Himmels, denn er würde »wie ein reinigendes Gewitter« wirken. Die Kriegsbegeisterung ergriff gesetzestreue Juden ebenso wie die Anhänger der Reform, Linksstehende wie Rechtskonservative.

Selbst Intellektuelle, normalerweise kritisch gegen jede Form von Nationalismus eingestellt, ließen sich von der allgemeinen Begeisterung mitreißen und verschrieben sich kritiklos dem Kampf für Kaiser und Reich. Der Publizist Maximilian Harden stellte beispielsweise bei Kriegsausbruch seine Zeitschrift *Die Zukunft* (»Das Schwert

heraus! Der Fuß frecher Feinde schändet unseren Boden. Schlagt sie tot! Das Weltgericht fragt euch nach den Gründen nicht«) ganz in den Dienst der nationalen Propaganda.

Allerdings waren nicht alle Intellektuellen vom Krieg so angetan wie Maximilian Harden. Franz Rosenzweig, der Philosoph, schrieb beispielsweise seinen Eltern am 9. September 1914, »wie widerwärtig« ihm die »ganze Menschenschlächterei« sei. Und auch das

Freundespaar Walter Benjamin und Gerhard (Gershom) Scholem machten kein Hehl daraus, dass sie den Krieg ablehnten und sich vom Patriotismus ihrer Glaubensbrüder abgestoßen fühlten. »Ob unsere Interessen«, so Scholem, »mit denen Deutschlands konform sind, ist eine Frage, über die sich durchaus streiten läßt«.

So konform waren die Interessen tatsächlich nicht, denn es zeigte sich, dass die anfänglich euphorische Begeisterung für Kaiser und Vaterland sehr rasch verflieg. Von ihrer nahezu bedingungslosen Loyalität und ihrem glühenden Patriotismus konnten die Juden ihre Mitbürger am Ende doch nicht überzeugen. Sie machten die Erfahrung, dass die nichtjüdische Mehrheitsgesellschaft, gleichgültig wie sie sich verhielten, ihnen weiterhin mit einer gehörigen Portion Misstrauen begegnete. Dieses Misstrauen verstärkte sich umso mehr, als der erwartete schnelle militärische Sieg ausblieb.

Verantwortlich für die ausbleibenden militärischen Erfolge wurden nicht der Kaiser und die Oberste Heeresleitung gemacht, sondern »dunkel-dämonische Mächte«. Gemeint waren mit diesen insbesondere die

Juden, denen man alles zutraute, nur nicht, dass sie sich wie alle anderen für das Vaterland einsetzten. Im Gegenteil: Bald kursierte das Gerücht, sie würden ihren patriotischen Pflichten nicht nachkommen und sich mit allen möglichen Vorwänden vor dem Waffendienst an der Front »drücken«.

Schon im zweiten Kriegsjahr verschärfen sich die antisemitischen Kampagnen, die sich vor allem gegen jüdische Geschäftsleute, Ladenbesitzer, Bankiers und Politiker richteten. Judenwitze und

bösartige Reime waren zu hören wie etwa: »Wo so viele Helden bluten,/ drücken sich jetzt nur die Juden./ Überall grinst ihr Gesicht,/ nur im Schützengraben nicht«. Die Zahl der anonymen Beschwerden mehrte sich. Juden, so hieß es, würden ihr Geld und ihre Beziehungen nutzen, um in Schreibstuben, Etappenkommandos und auf Büroposten bequem durch den Krieg zu kommen.

[Fortsetzung auf Seite 3]



Der zunehmende Druck, den judenfeindlich gesinnte Reichstagsabgeordnete ausübten, und die zunehmende Hetze antisemitischer Vereinigungen und Organisationen wie der »Reichshammerbund«, der »Bund der Landwirte« und der »Alldeutsche Verband«, führten schließlich dazu, dass im Oktober 1916 das »Kriegsministerium« einen Erlass herausgab, in dem alle militärischen Dienststellen aufgefordert wurden, eine so genannte »Judenstatistik« (amtlicher Titel: »Nachweisung der beim Heere befindlichen wehrpflichtigen Juden«) anzulegen. Getrennt für Feldheer, Etappe und Besatzungsheer sollten folgende Fragen beantwortet werden: Wie viele Juden haben sich freiwillig gemeldet? Wie viele sind an der Front gefallen? Und wie viele sind mit dem EK I oder dem EK II ausgezeichnet worden?

Bedrückt von den Umständen der »Judenzählung« waren die meisten jüdischen Feldsoldaten. »Was soll denn dieser Unsinn?! Will man uns zu Soldaten zweiten Ranges degradieren, uns vor der ganzen Armee lächerlich machen?« erregte sich der Vizefeldwebel Julius Marx, als sein Kompanieführer am 2. November 1916 seine Personalie für die »Judenstatistik« aufnehmen wollte. »Pfui Teufel!« schrieb er am selben Tag noch in sein Tagebuch. »Dazu hält man für sein Land den Schädel hin...«

Als nach dem Krieg bekannt wurde, wie die vom Kriegs-Ministerium in Auftrag gegebenen Statistik erhoben und ausgewertet worden war, herrschte allgemeine Bestürzung. Der Soziologe Franz Oppenheimer nannte die Untersuchung eine »statistische Ungeheuerlichkeit« und erinnerte an das englische Sprichwort: »Es gibt dreierlei Arten von Lügen: »Notlügen, gemeine Lügen und Statistik«.

Seitens der jüdischen Organisationen war man sich sehr wohl bewusst, dass den Vorwürfen des mangelnden Engagements im Krieg mit hieb- und stichfestem Zahlenmaterial entgegengetreten werden musste. Zu diesem Zweck trugen sie frühzeitig entsprechendes Zahlenmaterial zusammen. Im Frühjahr 1915 wurde sogar ein eigener »Ausschuss für Kriegsstatistik« geschaffen und dem »Bureau für Statistik der Juden« in Berlin angeschlossen.

Als empirische Grundlage dienten die nach dem Krieg zur Verfügung stehenden Daten und Materialien, wozu insbesondere die vom »Reichsbund jüdischer Frontsoldaten« (RjF) veröffentlichten Namenslisten mit Geburts- und Todesdaten, Truppenteil und Dienstgrad der Gefallenen gehörten. Solcherart ausgerüstet, hoffte man, ließe sich ein eindeutiges Urteil, und zwar ein positives Urteil, über die Teilnahme der deutschen Juden am Ersten Weltkrieg ermitteln.

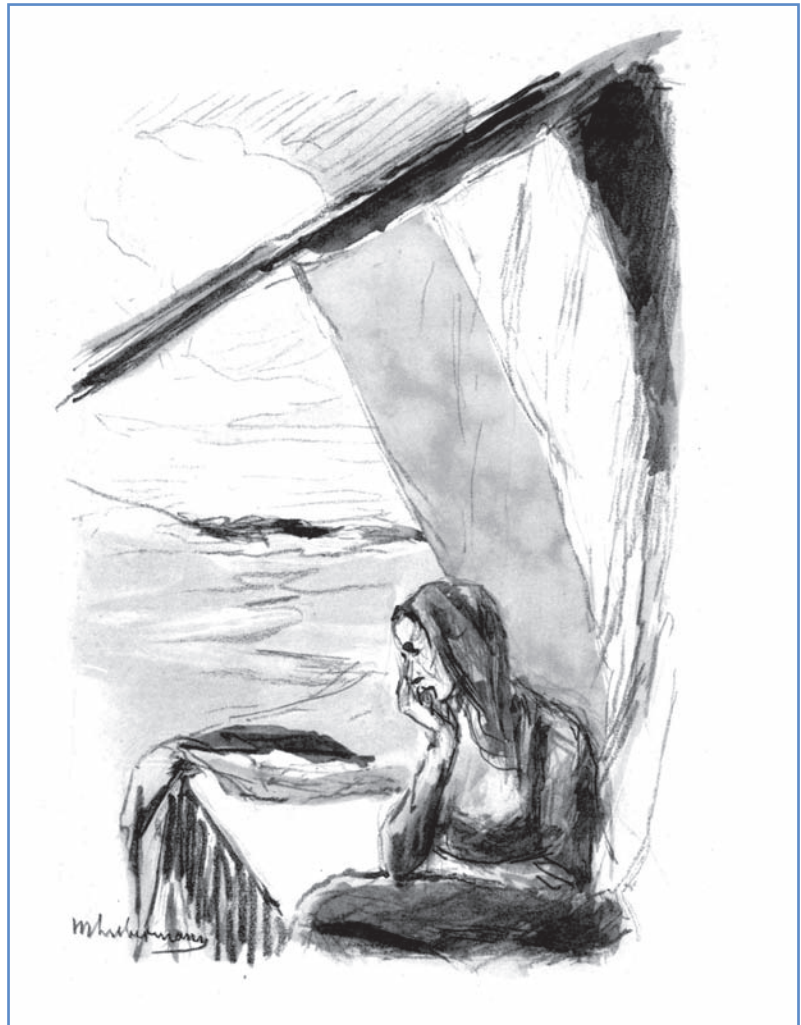
Schon ein kurzer Blick auf das zusammengestellte Datenmaterial eröffnet Bemerkenswertes. Es zeigt u. a., dass bei einem Bevölkerungsanteil von 550 000 Juden (die ausländischen, in Deutschland nicht militärpflichtigen Juden nicht mit eingerechnet) rund 100 000 Mann in Heer, Marine und Schutztruppe gedient hatten. Von diesen sind rund 80 000 an der Front gewesen, davon sind mindestens 12 000 gefallen. Dekoriert wurden 35 000, und befördert wurden 23 000 jüdische Frontsoldaten, davon mehr als 2 000 zu Offizieren und 1 159 zu Sanitätsoffizieren und höheren Beamten.

Der statistische Abwehrkampf ist nach Kriegsende noch fünfzehn Jahre lang in Form von Zeitungsartikeln, Broschüren und Büchern fortgeführt worden. Die jüdischen Organisationen sahen dazu keine Alternative. Denn hätten sie geschwiegen, wäre ihnen das sicher als Eingeständnis ausgelegt worden, dass »nur« 5600 Juden gefallen seien, wie das von der antisemitischen Propaganda hartnäckig lanciert wurde.

Die vom »Centralverein«, dem »Reichsbund jüdischer Frontsoldaten« und anderen jüdischen Organisationen nach Kriegsende 1918 veröffentlichten

deutscher Juden mit einem Geleitwort von Franz Josef Strauss wieder aufgelegt wurde, war als Frontispiz eine kolorierte Zeichnung Max Liebermanns beigefügt, die eine Frau trauernd unter einer schlaff herunterhängenden Reichsflagge zeigt.

Die wenig bekannte Abbildung scheint nicht nur die Trauer um die jüdischen Gefallenen zu illustrieren, sondern unterschwellig noch eine andere Botschaft zu vermitteln. So drängt sich dem heutigen Betrachter der Abbildung der Eindruck auf, als ob sich in dem gewählten Motiv auch die Befindlichkeiten des deutschen Ju-



Max Liebermann, Ohne Titel, Frontispiz zum Band »Gefallene deutsche Juden« (1935)

Abwehrschriften trugen Titel wie *Die Juden im Heer* (1919), *Die deutschen Juden als Soldaten im Weltkrieg 1914–1918* (1921), *Jüdische Flieger im Weltkrieg* (1924), *Jüdische Frontsoldaten aus Württemberg und Hohenzollern* (1926) oder *Unsere gefallenen Kameraden* (1929) und *Die jüdischen Gefallenen des deutschen Heeres, der deutschen Marine und der deutschen Schutztruppen 1914–1918* (1933).

In diesen Kontext gehört auch der Band *Gefallene deutsche Juden*, der noch 1935 im Auftrag des »Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten« (RjF) in dem von Hans-Joachim Schoeps betriebenen und geleiteten Vortrupp Verlag erscheinen konnte. Zu diesem Band, der 1961 unter dem Titel *Kriegsbriefe gefallener*

dentums am Vorabend der Katastrophe spiegeln. Man könnte nämlich aus der Abbildung auch ableiten, dass die trauernde Frau den sich anbahnenden Niedergang Deutschlands beweint, von dem sie ahnt, dass es im Begriff ist, seine jüdischen Bürger zu verstoßen.

Die vom Kriegsministerium angeordnete »Juden-zählung« stellt in der deutsch-jüdischen Beziehungsgeschichte eine Zäsur dar. Viele derjenigen, die 1914 noch mit Begeisterung ins Feld gezogen waren, fühlten sich durch die Anordnung zurückgestoßen und waren zutiefst empört, dass man sie nicht als Gleiche unter Gleichen, sondern nur als »Bürger zweiter Klasse« akzeptieren wollte.

[Fortsetzung auf Seite 4]

Einer derjenigen, den sehr ernsthafte Zweifel überkamen, war der Schriftsteller Arnold Zweig. Bei seiner Einberufung zum Militär 1915 war er noch ein begeisterter Patriot, der glaubte, sich freiwillig zur Front melden zu müssen, obwohl er, wie kolportiert wird, kurz-sichtig und eigentlich nur für den Dienst in der Etappe geeignet war.

Die Kriegsgreuel, die antisemitischen Schikanen seiner Vorgesetzten und nicht zuletzt die »Judenzählung« führten bei Arnold Zweig zu einer klaren Kehrtwende im Denken. Seine im Dezember 1916 erschienene Novelle *Judenzählung vor Verdun* war, wie er gegenüber Martin Buber in einem Brief später bekannte, ein Reflex »unerhörter Trauer über Deutschlands Schande und unsere Qual«.

Der in den letzten Kriegsjahren stark zunehmende Judenhass, der gewisse »genozidale Züge« (John C. G. Röhl) aufwies, schlug sich zunächst in antisemitischen Hetzschriften wie den berüchtigten *Protokollen der Weisen von Zion* oder in polemischen antijüdischen Publikationen wie dem damals im Bürgertum vielgelesenen Roman Artur Dinters *Die Sünde wider das Blut* nieder. Diese Schriften waren, wenn man so will, erste Vorbote für das, was sich in düsteren Konturen bereits am Horizont abzeichnete.

Der abgedankte Monarch, ein begeisterter Leser solcher Schmähschriften und Romane, schien geradezu besessen vom Hass auf die Juden zu sein, die er nicht nur als eine Gefahr für Deutschland sondern für das »christliche Abendland« überhaupt ansah. Am 2. Dezember 1919 schrieb Wilhelm II. aus dem holländischen Exil an August von Mackensen, einen seiner einstigen Generalfeldmarschälle, dass nicht irgendwer, sondern einzig und allein die Juden für den verlorenen Krieg verantwortlich zu machen seien: »Kein Deutscher vergesse das je, und ruhe nicht bis diese Schma-

rotzer vom Deutschen Boden vertilgt und ausgerottet sind! Dieser Giftpilz am Deutschen Eichenbaum!«.

Das von Exilmonarchen benutzte Bild vom »Giftpilz«, der an den Wurzeln der deutschen Eiche nagt und diese zu Fall bringt, wurde rasch populär. Nach 1933 fand dieses Motiv sogar Eingang in die NS-Kinder- und Jugendpropaganda. So beispielsweise in einem von dem Antisemiten Ernst Hiemer (1900–1974) verfasstem Kinderbuch, das bezeichnenderweise sogar den Titel *Der Giftpilz* trägt. Als das Buch 1938 in einer Auflage von 70 000 Exemplaren erschien, hieß es in der Werbung des Stürmer-Verlages, dass das Buch »in die Hand eines jeden deutschen Jungen und Mädels« gehöre.

Es besteht kein Zweifel, dass der Hass gegenüber den Juden in der Bevölkerung während und nach dem Ersten Weltkrieg nicht im Abnehmen, sondern im Zunehmen begriffen war. Die Mehrzahl der Deutschen war geprägt durch den alldeutschen Zeitgeist und durch die jüdenfeindlichen Parolen der Lueger, Schönerer und anderer Antisemiten. Diese Parolen wie auch die Behauptung, die Juden seien im Krieg die eigentlichen Drahtzieher hinter den Kulissen gewesen und hätten sich darüber hinaus schamlos bereichert, solche und andere Behauptungen vergifteten das Klima.

Zwischen Juden und Nichtjuden tat sich nun eine fast noch tiefere Kluft auf als zuvor, was in Teilen des deutschen Judentums, um eine Formulierung von Eva G. Reichmann zu gebrauchen, zu einem »inneren Bewusstseinswandel« führte. War man noch einige Jahre zuvor begeistert in den Krieg gezogen, folgte jetzt ein Prozess des Umdenkens, der Desillusionierung und Ernüchterung. »Uns [Juden]«, hieß es im deutschen Reich, der Monatsschrift des »Centralvereins«, »steht ein Krieg nach dem Kriege bevor«.

Das deutsche Judentum – oder zumindest seine nachdenklicheren Vertreter – quälte sich nun mit der

Suche nach befriedigenden Antworten auf die sich stellende Identitätsfrage »Wer sind wir?« – dieses Judentum bemühte sich schon während des Krieges und zunehmend nach Kriegsende um eine Neuorientierung. Der im Zuge der Zurückweisung eintretende Identitätsverlust und das Gefühl des Nichtdazugehörens hatte, so paradox das klingt, das Interesse am Judentum geweckt. Ein »neues« jüdisches Gemeinschaftsgefühl, für das Martin Buber den Begriff der »Jüdischen Renaissance« geprägt hatte, schien zu erwachen.

Es entwickelte sich in den Jahren der Weimarer Republik so etwas wie eine spezifische deutsch-jüdische Kultur, ein komplexes Beziehungsgeflecht deutsch-jüdischen Miteinanders und Gegeneinanders. Es sind Namen wie Georg Simmel, Siegfried Kracauer, Margarete Susmann, Ernst Bloch, Willy Haas, Max Brod, Martin Buber, Alfred Kerr und Hermann Broch, die man mit dieser Kultur verbindet, aber auch Zeitschriften wie die *Kreatur*, *Daimon* und die *Neuen Blätter*.

Das Jahr 1933, in dem Hitler und die Nationalsozialisten an die Macht kamen, markiert das Ende des Miteinanders, das endgültige Zerbrechen der deutsch-jüdisch liberalen Weggemeinschaft. Das ist unbestritten. Allerdings ist die Frage immer noch unzureichend beantwortet, ob der Anfang vom Ende dieser Weggemeinschaft nicht doch schon einige Jahre früher anzusetzen ist, nämlich in der Zeit des Ersten Weltkrieges, als die Verleumdungskampagnen der Alldeutschen einsetzten und die »Judenzählung« eine deutlich spürbare Phase der Enttäuschung und Ernüchterung einleitete. Einiges spricht für die letztere Annahme.

Julius H. Schoeps

Sprache ist Heimat – Sprache ist Freiheit

Internationales Symposium aus Anlass der Gründung des Deutschen PEN-Clubs im Exil vor 80 Jahren

Die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache. Sie bestimmt die Sehnsucht danach, und die Entfernung vom Heimischen geht immer durch die Sprache am schnellsten«, erkannte Wilhelm von Humboldt im Jahr 1827. Diese Erkenntnis manifestiert sich nicht zuletzt in Exilerfahrungen.

Was gibt den Menschen Halt in der Fremde, wenn nicht die eigene Sprache? Sprache ist Ausdrucksmittel der inneren Verfasstheit und äußeren Wahrnehmung, sie ist Gestalt gebend und Sinn stiftend. Jene Dichterinnen und Dichter, die Deutschland verlassen mussten, verloren nicht allein physisch ihre Heimat, ihrem Werkzeug »Sprache« wurde nicht selten der Nährboden entzogen. Bei manchen führte das Exil zur Sprachlosigkeit, andere begannen in der Fremde die Muttersprache zu er-, manchmal auch zu überhöhen. In einer Gedichtzeile der 1901 in Czernowitz geborenen Dichterin Rose Ausländer heißt es: »Mein Vaterland ist tot/ sie haben es begraben/ im Feuer/ Ich lebe/ in meinem Mutterland/ Wort.« Sie hielt trotz der

Ermordung ihrer Familie am Deutschen fest, wie Else Lasker-Schüler und Paul Celan, wie alle Exil-Dichter im 20. Jahrhundert und auch schon davor verfolgte Dichter wie Heinrich Heine, der aus dem Pariser Exil ins Heimatland seiner Verse Botschaften und Märchen schickte, die noch immer berühren.

Auf dem Symposium, das am 10. und 11. November 2014 in Berlin stattfinden wird, sollen jene Exilerfahrungen mit denen gegenwärtiger Autorinnen und Autoren in Beziehung gesetzt werden, die ihre Heimat ebenso verlassen mussten oder freiwillig verließen, da die Freiheit der Sprache nicht mehr gewährleistet war oder ist. Finden sich heute ähnliche Aussagen wie die von Rose Ausländer bei Schriftstellerinnen und Schriftstellern, die Deutschland als ihr Exilland wählten? Machen diese ähnliche Exilerfahrungen wie jene, und bedeutet ihnen die Muttersprache ebenso Halt in der Fremde, ein Stück Heimat und Identität? Diesen Fragen soll auf dem Symposium nachgegangen werden.

Die key note am Eröffnungsabend (10. November 2014; 18 Uhr) im Liebermann-Haus am Pariser Platz in Berlin-Mitte wird Staatsministerin Prof. Monika Grütters halten. Im Anschluss diskutieren u. a. György Dalos, Guy Stern, Utz Rachowski, Tienchi Martin Lao, Thomas Krüger und Andreas Görgen. Am 11. November um 10 Uhr wird das Symposium im Martin-Gropius-Bau fortgesetzt. Schriftstellerinnen und Schriftsteller, Journalistinnen und Journalisten sowie Germanistinnen und Germanisten aus dem In- und Ausland werden sich dann jenen gestellten Fragen widmen und ihre (Exil-) Erfahrungen austauschen und dem Auditorium vermitteln.

Die Veranstaltung wird von der Bundeszentrale für politische Bildung gefördert, Kooperationspartner sind darüber hinaus die Deutsche Welle, das Auswärtige Amt, das PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland sowie das PEN-Zentrum Deutschland.

Elke-Vera Kotowski

Bet Olam – »... der Juden Begräbnisplatz«

Moderne Technik hilft auch in Halberstadt bedrohte Grabmale zu retten

Auch für Halberstadt ist die Kooperation zwischen dem Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien (MMZ) und dem Fraunhofer-Institut für Produktionsanlagen und Konstruktionstechnik IPK vielversprechend. Im Fokus steht die virtuelle Rekonstruktion und Erschließung von zerstörten und beschädigten Dokumenten und Objekten. Aber nicht nur Papier und digitale Quellen, sondern auch Inschriften auf Grabsteinen sollen ausgewertet werden, um Familienforschung zu betreiben und Rückschlüsse auf lokale Entwicklungen über Jahrhunderte zu ziehen. Dass die Planungen hierzu bereits sehr konkret seien, ist für die Moses Mendelssohn Akademie (MMA) in Halberstadt von besonderer Relevanz. Drei jüdische Friedhöfe mit über 1 000 Grabmalen manifestieren drei Jahrhunderte jüdischen Lebens in einer der bedeutendsten jüdischen Gemeinden Mitteleuropas, vor allem im 18. und 19. Jahrhundert. Die Inschriften der Grabsteine enthalten eine facettenreiche Fülle an Informationen, die es zu entschlüsseln gilt. Doch Verwitterung haben die Inschriften vieler jüdischer Grabmale beinahe unleserlich gemacht. »Wir müssen feststellen«, sagt Jutta Dick, die Direktorin der Akademie, dass sich der Zustand des »steingewordenen Archivs« der Halberstädter Juden dramatisch verschlechtert.

Vor diesem Hintergrund ist es unerlässlich, wie der Judaist Dan Bondy aufzeigt, die Grabstätten durch Text und Bild zu dokumentieren, um eine Zweitüberlieferung zu erstellen, begleitet von behutsamen restauratorischen Arbeiten, um dem Verfallsprozess entgegenzuwirken, bevor dieses einzigartige steinerne Archiv für die Geschichte der jüdischen Gemeinde Halberstadt unwiederbringlich verloren geht. Dan Bondy, seit 30 Jahren mit der Erforschung jüdischer Friedhöfe befasst, begleitet seit vielen Jahren die Forschungsarbeiten der MMA bezüglich der Halberstädter Friedhöfe.

Aus dem frühen Mittelalter sind in Halberstadt keine jüdischen Begräbnisplätze bekannt. Rabbiner Benjamin Hirsch Auerbach schreibt in seiner *Geschichte der israelitischen Gemeinde Halberstadt*, dort selbst 1866 erschienen, »dass erst 1676 den Juden zu Halberstadt gestattet worden sei (wie die Gemeindeacten sagen, für 700 Thaler) ihre Todten auf einem dazu erkauften Platz zu beerdigen, woraus zu entnehmen wäre, daß sie früher ihre Todten an einen anderen Ort, vielleicht nach Derenburg, Aschersleben u.s.w. brachten«. Bei dieser Grabstätte handelt es sich um den Alten Friedhof (alt deshalb, weil 1844 ein neuer in seiner Nähe angelegt wurde), an der Sternstraße, am sogenannten »Roten Strumpf«.

Die jüdische Gemeinde hatte das Gelände vom St.-Johannis-Kloster zunächst für 70 Jahre gepachtet. Bereits 1676 ging es dann in ihr Eigentum über. »Auf dem ältesten der noch leserlichen Grabsteine steht »Meschulam ben Bermann, gestorben 1659«, schreibt Rabbiner Benjamin Hirsch Auerbach weiter.



Der Friedhof »Am Roten Strumpf« wurde um 1645 angelegt und bis ca. 1844 belegt. Rund 250 von ursprünglich über 1 600 Grabsteinen sind auf dem ältesten jüdischen Friedhof in Halberstadt erhalten. Persönlichkeiten von Rang und Namen wurden hier beerdigt, wie Berend Lehmann (1661–1730), einer der bedeutendsten Hofjuden seiner Zeit. Der königlich polnische Resident und sächsische Hofagent Behrend Lehmann ließ nicht nur die berühmte Barocksynagoge in Halberstadt errichten, sondern legte seit spätestens 1703 durch den Bau der Klaus den Grundstein für die Entwicklung »einer von Gelehrsamkeit geprägten jüdischen Gemeinde, die ab der Mitte des

19. Jahrhunderts zu einem der Zentren der jüdischen Orthodoxie avancierte. Namen wie Eger, Auerbach, Hildesheimer und Hirsch, die untrennbar mit Halberstadt verbunden sind, machten sie zu der bedeutendsten jüdischen Gemeinde Mitteldeutschlands«, so Dan Bondy.

Der Friedhof »Am Roten Strumpf« ist sowohl von hohem kunstgeschichtlichen als auch historischem Interesse. Die barocken Grabmale sind künstlerisch eindrucksvoll gestaltet. Die Inschriften erlauben einen Einblick in die ersten 200 Jahre der Gemeindegeschichte. Auf dem zweiten jüdischen Friedhof »Am Berge« befinden sich ca. 450 Grabmale aus der Zeit von ca. 1844 bis ca. 1896.

Der Friedhof »Klein Quenstedter Straße« wurde ab 1896 angelegt und ist mit ca. 380 Grabsteinen der dritte jüdische Friedhof in Halberstadt. Der Friedhof wurde als Teil des kommunalen Begräbnisgeländes geschaffen und steht unter Denkmalschutz.

Bei seinen Untersuchungen hat Dan Bondy festgestellt, dass sich die Friedhöfe »Am Berge« und »Klein Quenstedter Straße« von anderen Friedhöfen in Mitteldeutschland unterscheiden: »In Zeiten von Assimilation und Akkulturation, in denen der Anteil des Deutschen in jüdischen Grabsteininschriften immer mehr und schneller zunahm, stellen beide Korpora in Halberstadt eine Besonderheit dar. Mit ihren durchgängig hebräischen Grabsteintexten bieten beide Begräbnisstätten lange Inschriften aus einem Zeitraum von hundert Jahren, von den Anfängen der jüdischen Neo-Orthodoxie bis zum Ende der Gemeinde.«

Renate Petrahn

Die Moses Mendelssohn Akademie bereitet derzeit zum Thema »Jüdische Friedhöfe« die Ausstellung »Bet Olam« mit Fotoarbeiten von Helga Gromnica vor. Die Ausstellung wird am Sonntag, den 14. September 2014, um 11.30 Uhr in der Klausssynagoge eröffnet.

MELDUNGEN & NEUERSCHEINUNGEN

Messianismus in Geschichte und Gegenwart

Am 13./14. September 2014 veranstaltet das MMZ in Potsdam und Berlin eine Kurztagung zum Thema »Messianismus in Geschichte und Gegenwart«; mit Vorträgen von Prof. Dr. Hans Hillerbrand, Prof. Dr. Karl E. Grözinger, PD Dr. Hans Otto Seitschek und Dr. Elad Lapidot.

Ein Kontinent wandernder Grenzen

Am Sonntag, den 28. September 2014 um 11 Uhr spricht Prof. Dr. Karl Schlögel zu dem aktuellen Thema »1914–2014: Europa – ein Kontinent wandernder Grenzen«. Die Veranstaltung findet in Kooperation mit der Konrad-Adenauer-Stiftung in der KAS-Akademie (Tiergartenstr. 35; 10785 Berlin) statt.

Die Programme der beiden Veranstaltungen mit allen weiteren Informationen sind über das Sekretariat des MMZ (Tel. 0331/28094-0) beziehbar und über die Homepage abrufbar.

www.mmz-potsdam.de

IMPRESSUM

Herausgeber:
Moses Mendelssohn Stiftung
Sebastianstraße 31 | D – 91058 Erlangen
Telefon: 09131-61 80 0, Fax: -61 80 11
e-mail: kladow@snaflu.de

Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8 | D–14467 Potsdam
Telefon: 0331-28 09 40, Fax: -2 80 94 50
moses@mmz.uni-potsdam.de
www.mmz-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie
PF 1420, D– 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18 | D– 38820 Halberstadt
Telefon: 03941-60 67 10, Fax: -60 67 13
info@moses-mendelssohn-akademie.de
www.moses-mendelssohn-akademie.de

Redaktion:
Dr. Ines Sonder

Druck:
druckhaus köthen

Bankverbindung:
IBAN: DE230000000123456789

Bezug über: www.mmz-potsdam.de

Publikationen

In der Schriftenreihe »Europäisch-jüdische Studien« (EJS) erscheinen in Kürze drei neue Bände. Der von Thomas Beddies, Susanne Doetz und Christoph Kopke herausgegebene Band *Jüdische Ärztinnen und Ärzte im Nationalsozialismus* (= EJS. Beiträge, Band 12) beschäftigt sich mit dem Prozess der Entrechtung, Vertreibung und Ermordung jüdischer Mediziner während des Nationalsozialismus.

Der von Gideon Botsch und Joseph Haverkamp herausgegebene Band *Jugendbewegung, Antisemitismus und rechtsradikale Politik* (=EJS. Beiträge, Band 13) ist anlässlich der Säkularfeier des »Freideutschen Jugendtages« auf dem Hohen Meißner 1913 entstanden und thematisiert das bis in die Gegenwart bestehende Spannungsfeld zwischen Jugendbewegung, Nationalismus und Antisemitismus.

Die Monografie *Die Theorie der zentralen Orte in Israel und Deutschland. Zur Rezeption Walter Christallers im Kontext von Sharonplan und Generalplan Ost* (= EJS. Kontroversen, Band 3) geht der Frage nach, ob es zwischen dem israelischen »Sharonplan« und dem während des Nationalsozialismus entwickelten »Generalplan Ost« eine konzeptionelle Verbindungslinie gab, die ihren Ursprung im Raumordnungskonzept der »Theorie der zentralen Orte« von Walter Christaller hatte.

Bereits erschienen ist Band 19 der Reihe »Europäisch-jüdische Studien. Beiträge«. Unter dem Titel *Walther Rathenau im Netzwerk der Moderne* wurde er im Rahmen des am MMZ angesiedelten Walther-Rathenau-Kollegs von den Doktoranden Sven Brömsel, Patrick Küppers und Clemens Reichhold herausgegeben. Die Grundlage dafür bot ein Symposium, das das Graduiertenkolleg 2013 in Potsdam veranstaltete. In dem Sammelband werden Rathenaus Positionen kritisch hinterfragt, ebenso Erinnerungsmodi und dessen Inanspruchnahmen bis in die Gegenwart.

Larissa Remennick forscht seit August am MMZ

Seit August hat das MMZ eine neue Gastprofessorin für Israel Studies: Prof. Larissa Remennick kommt von der Bar Ilan Universität Tel Aviv, wo sie einen Lehrstuhl für Soziologie innehat, das Department for Sociology and Anthropology führt und das Institute for the Study of Jewish Communities leitet. Sie forscht seit Beginn der 1990er Jahre zur Emigration von Juden aus der früheren Sowjetunion nach Israel, Deutschland, in die USA und nach Kanada, aber auch zu Themen im Bereich der Gesundheits- und Genderforschung. Während ihres halbjährigen Gastaufenthaltes am MMZ unterrichtet sie an der Universität Potsdam und forscht zur israelischen Community in Berlin.

Erste Ludwig-Rosenberg-Stipendien bewilligt

Die historische Arbeiterbewegung und das Judentum standen in einem komplexen Wechselverhältnis zueinander. Promotionen, die sich diesem Spannungsfeld widmen, entstehen im Ludwig Rosenberg Kolleg, das die Hans-Böckler-Stiftung gemeinsam mit dem MMZ eingerichtet hat. Die ersten vier von insgesamt acht Stipendien sind nun bewilligt worden. Die Promovierenden widmen sich dem Werk und Wirken sehr unterschiedlicher Angehöriger der Arbeiterbewegung, die alle jüdischer Herkunft waren.

Konstantin Baehrens (Betreuer: Prof. Helmut Peitsch) widmet sich der Deutung des nationalsozialistischen Rassismus und Vernichtungsantisemitismus im Werk von Georg Lukács. Diesem wird häufig vorgeworfen derartigen Phänomenen zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet zu haben. Mit Blick auf die seit den 1930er Jahren entstandenen Vorläufer der »Zerstörung der Vernunft« gilt es, diese Annahme zu überprüfen. Markus Börner (Betreuer: Prof. Uwe Puschner) wird sich mit zwei bedeutenden jüdischen Denkerinnen beschäftigen: Rosa Luxemburg und Hannah Arendt. Am Beispiel der Rezeption Luxemburgs durch Arendt wird deutlich, dass deren Denken, anders als häufig vermutet, auf soziale Emanzipation orientierte. Dennoch wandte sich Arendt, anders als die von ihr hoch geschätzte Luxemburg, nicht der Arbeiterbewegung zu. Zu fragen bleibt u. a., ob dabei Arendts Vorstellungen von einer »jüdischen Art des Denkens« eine Rolle spielten.

Einen anderen Zugang zur Arbeiterbewegung fand Ada Fishman Maimon, eine der bedeutendsten Vertreterinnen der Arbeiterbewegung in Palästina und Israel, deren Denken und Handeln im – durchaus auch religiös verstandenen – Judentum wurzelten. Ihrer intellektuellen Biographie widmet sich Shmuel Vardi (Betreuer: Prof. Mario Keßler).

Nicht einer einzelnen Person gewidmet ist das Promotionsvorhaben von Jakob Stürmann (Betreuerin: Prof. Gertrud Pickhan). Er interessiert sich für die Sozialistinnen und Sozialisten unter den osteuropäisch-jüdischen Emigranten im Berlin der Zwischenzeit. Welche unterschiedlichen Perspektiven auf Europa entwickelten sich in dieser heterogenen Gruppe? Antworten versprechen russisch-, jiddisch- und deutschsprachige Primärquellen, die er seiner Studie zu Grunde legt.

Alle Stipendiaten sind, den Förderungskriterien der Böckler-Stiftung entsprechend, sozial und politisch interessierte und engagierte Menschen, die – auch im gewerkschaftlichen Rahmen – in vielfältiger Hinsicht aktiv geworden sind.

Weitere Bewerbungen für das Ludwig Rosenberg Kolleg sind willkommen.

Kontakt: Dr. Gideon Botsch,
botsch@uni-potsdam.de, Tel. 0331/28094-13